

Die Walz der Waldmönche

von Mettiko Bhikkhu

Askese in Wald und auf der Heide

Seit der Zeit des Buddha bis heute pflegen kontemplative buddhistische Strömungen enge Naturverbundenheit. Der Buddha selbst wurde im Wald geboren, praktizierte im Wald, erlangte vollkommenes Erwachen am Fuß eines Baumes und schließlich auch sein Parinibbāna. Selbst nach seinem Erwachen verbrachte er einen Großteil seines Lebens in freier Natur. Das Beispiel des Buddha inspirierte die monastischen Waldtraditionen Asiens und bleibt auch heute, da der Orden der Waldmönche und -nonnen in den Westen kommt, weiterhin unser Leitbild.

Zwar enthüllen sich die Wahrheiten des Daseins selbst inmitten des Großstadtlärms, aber der Rückzug in die Natur bietet etliche Vorteile bei der Suche nach ihnen. Das bewusste Abwenden von der Überreizung der Sinne, von einem Umfeld, das auf Ich-Aufblähung aus ist, hin zu mehr Raum und Klarheit, hin zu mehr Überblick. Wer je schweigend am Ufer eines Bergbaches saß, kennt die Stille und Sammlung, weiß, wie leicht sie dort zu erlangen ist.

Neben der stationären Lebensweise in einem Wald- oder Bergkloster ist die „Walz“, der „Walkabout“ in den Ländern des Theravādbuddhismus als Praxis „zurück zur Natur“ noch heute lebendig. In Sri Lanka wird sie „cārika“ genannt. In Thailand spricht man vom „Thudong Gehen“ (von Pāli: dhutanga), weil einerseits die Wanderschaft oft bessere Gelegenheit zur Ausübung der 13 asketischen dhutanga-Übungen bietet, als das geregelte Klosterleben, und andererseits, weil das Leben streng nach den monastischen Regeln des Vinaya, aber außerhalb des behüteten Umfelds des Klosters an sich schon eine asketische Herausforderung ist. Warum aber Askese? Ist der Regelkodex der Bhikkhus nicht schon streng genug? Nun, es geht um weitere geschickte Mittel in der Praxis, die zugegebenermaßen nicht für jeden Mönch gleichermaßen geeignet sind.

Thu-Dong, nicht Touri-Ding

Thudong ist kein Tourismus. Es geht nicht so sehr um die äußere Reise, das Abhaken von Sehenswürdigkeiten, sondern um inneres Wachstum: Geduld und Ausdauer in schwierigen Situationen, den Elementen ausgeliefert; Kampfansage an die Kilesas, den „inneren Schweinehund“, wenn es auf die Frage nach dem Nachtquartier oder der nächsten Mahlzeit keine Antwort gibt; Umgang mit Unsicherheit und Ungewissheit; Genügsamkeit und Zufriedenheit in Mangelsituationen; Vertrauen darauf, dass auch ohne Planung und Kontrolle die Dinge an ihren Platz fallen werden. „Dhamma beschützt den Praktizierenden“, sagen die Suttas. „Dhamma wird's schon richten“, sagen die Thais. Einen abgehängenen Thudongmönch können die Wechselfälle des Lebens nur noch in viel geringerem Umfang erschüttern.

Im Land der Kiwis

In den letzten Jahren hatte ich auf fünf Thudongtrips in Thailand und auf zwei kurzen Walkabouts in Deutschland eine solide Erfahrungsgrundlage angesammelt; im April 2008 war es nun an der Zeit, diese auf einem lange geplanten Abenteuer zu testen: Durchquerung der Südinsel von Neuseeland zusammen mit Ajahn Chandako von der Vimutti Buddhist Monastery nahe Auckland. Die Spielregeln: wir reisen ohne Begleiter aus dem Laienstand und halten die Vinayaregeln ein. Klingt simpel und bedeutet im Klartext: kein Geld, kein Reiseproviand im Gepäck, dafür viel Enthusiasmus für den Sprung ins Ungewisse.

Natur pur zum Eingewöhnen

Sunil, der für Air New Zealand arbeitet, bringt uns per Flieger nach Dunedin. Richman holt uns ab, wir fahren nach Süden. Die beiden Laien machen ein paar Tage Ferien in einem Wochenendhaus am Piano Flat. Wir Mönche spannen im Wald des Waikaia River, 20 Gehminuten voneinander entfernt, unsere Klots (Regenschirme mit Moskitonetzen daran) auf. Moskitos gibt's zwar keine, dafür Massen von blutgierigen Sandfliegen. Außer unserem zweistündigen Morgengang mit Schale, um im Haus unsere tägliche Mahlzeit einzunehmen, steht nur eins auf dem Programm: Meditation im Buchenwald am kristallklaren Fluss. Ajahn Chandako verstaucht sich den Knöchel. Es fängt an zu gießen. Ajahn bleibt in seinem Biwaksack einigermaßen trocken, aber seine Regenplane ist nicht besonders gut, seine Ausrüstung wird durchgeweicht. Meine Regenplane funktioniert besser. Ich hole für ihn Essen, hetze durch den regennassen Wald, um vor Mittag zurück zu sein. Nun sind wir beide nass.

Dhammabotschafter

Sunil fliegt nach Auckland zurück. Richman bringt uns nach Dunedin. Dort sind wir eingeladen, in einem für einige Zeit leer stehenden Haus zu wohnen. Zwei Dhammavorträge in der Uni und in einem Museum stehen auf dem Programm. Wir „zeigen Flagge“ auf Almosenrunde, und unsere Anwesenheit spricht sich im Lauf der Tage herum. Pindapāta ist eine wunderbare Gelegenheit, mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen, Werbung für unseren Lebensstil zu machen, besser, als durch viele Worte. Viele Menschen erkennen uns als buddhistische Mönche, reagieren mit Wohlwollen auf die Männer in Roben, mit rasiertem Kopf, mit Schale und stiller Gebärde. Auch Nichtbuddhisten wissen oder spüren häufig, dass sie es hier mit Menschen zu tun haben, die sich dem inneren Frieden widmen in einer unfriedlichen Welt, die Werte haben, die jenseits des Verlangens nach materiellem Komfort liegen, Werte, die viele unserer Mitmenschen ebenfalls hoch halten, die nur manchmal im Sediment des Alltagslebens versinken und nun wieder wach gerufen werden.

Wir erhalten Almosenspeise überwiegend von Asiaten, die nur zum Teil wussten, dass wir kommen würden, aber auch von „ganz normalen“ Neuseeländern, den Kiwis, wie sie sich selber nennen. Am ersten Tag werden wir fast satt. Nach vier Tagen bekommen wir so viel, dass wir es nicht mehr ohne Hilfe tragen können.

Aber wohin soll unsere Reise gehen? Dunedin liegt an der Ostküste, wir wissen also nur, dass sie mit Sicherheit nicht nach Osten führen wird. Da ruft Nan, eine Thailänderin an, die in Milford Sound für eine Kreuzfahrtfirma arbeitet. Wir kennen sie nicht, aber eine Freundin von ihr war vor Kurzem im Vimutti Kloster. „Wenn ihr morgen früh in Queenstown sein könnt, habe ich zwei Plätze für euch im Bus nach Milford.“

Richman stellt sein Auto zur Verfügung, Wayne fährt uns hin, Thais aus Q'town reservieren für uns Campinghütte Nr. 29. Es gibt in Q'town mehrere Campinghütten mit der Nummer 29. Wir vermeiden knapp mitternächtlichen Hausfriedensbruch, finden schließlich die richtige Hütte für die Nacht, am Morgen schließlich den richtigen Bus und fahren mit einem Lunchpaket von Wayne nach Milford.

Wetter und andere Unwägbarkeiten

Milford Sound ist einer der regenreichsten Orte der Welt, aber in den fünf Tagen unseres Aufenthalts fällt kein einziger Tropfen. Schier unglaublich! Nan's boy friend Kahu führt uns nach unserer Ankunft zu einem wunderbaren Ort am Cleddau River, etwa 50 Gehminuten in den Wald hinein. Wir vereinbaren einen Treff: er soll uns am nächsten Morgen um 10 Uhr an Nan's Wohnung mit Almosenspeise versorgen, weil sie selbst zur Arbeit muss, auf einem der Kreuzfahrtschiffe auf dem Fjord. Als wir mit unseren Almosenschalen eintreffen, liegen zwei Lunchpakete auf der Veranda, aber kein Kahu weit und breit zu sehen. Die Lunchpakete sind offensichtlich für uns bestimmt, aber wir können uns natürlich nicht selbst bedienen. Also gehen wir wieder mal auf Almosenrunde, diesmal mit gedämpften Erwartungen, denn der Ort Milford besteht nur aus Unterkünften für die Kreuzschiffahrtbediensteten, dem Pier und einem Café. Letzteres wird zum Ort unseres Almosenstehens – von Almosengang kann keine Rede sein. Eine Kleingruppe thailändischer Touristen erkennt den Ernst der Lage, nachdem sie zunächst ihren Augen nicht trauen können, und versorgt uns mit dem Kaloriengrundumsatz. Es geht auf Mittag zu und wir beschließen, unseren Imbiss am Pier einzunehmen. Da treffen wir Nan, die gerade Pause zwischen zwei Fahrten hat. Sie packt noch ein paar Sandwiches drauf und lädt uns ein, auf Kreuzfahrt zu essen. Die Stimmungslage kann sich auf Thudong noch schneller ändern, als die Wetterlage.

In der Folge machen wir noch drei weitere Almosenkreuzfahrten (einmal wird uns Essen an den Fluss gebracht) und haben außer Meditation vor spektakulärer Naturkulisse nicht viel zu tun: eine Kajaktour auf dem Fjord und eine Zeremonie auf dem Schiff, um einen Spuk zu befrieden (vermutlich der letzte Käpt'n, der ein Jahr zuvor im Suff gestorben ist). Die geballte Präsenz der Elemente in Milford Sound, vor allem die Polarität Wasser/Erde, schlägt sich in der Meditation nieder: es geht mehr in Richtung Untersuchen, Verstehen, weniger in Richtung Geistesruhe.

Dialog 1

Auf der Rückfahrt im Bus haken wir dann doch ein paar Sehenswürdigkeiten ab. Immer wieder ist „tschörrmän äckzent“ zu hören. Dieses Land ist bei Deutschen ungemein populär, und ich habe ständig Udo Lindenberg im Ohr: „Und dann in Neuseeland, Champagnergläser in der Hand ...“ - so weit weg von Pershing II, wie nur möglich. Nach einer Nacht in Queenstown – diesmal ist Hütte Nr. 1 für uns reserviert – folgt ein Treff in einem Thai Restaurant, wo verschiedene Leute außerhalb der Geschäftszeiten uns Essen bringen wollen. Da dies keine ausgesprochene Hauseinladung ist, gehen wir vorher noch Schüsseln, nicht ohne Erfolg. Dann spricht uns ein Kiwi an: „Ihr seid Buddhisten, stimmt's?“ – „!“, – „Betteln, was? Hier in Queenstown wird gearbeitet!“ Wir erklären ihm den Unterschied zwischen Betteln und Almosengang: 1. keine Anmache „Haste ma 'n Burger, eh?“; 2. kein Schild „Hungrier Mönch braucht Fish&Chips!“; 3. keine aufdringliche Gestik

(die Schale ist mit dem Deckel verschlossen); 4. wir gehen nicht auf die Leute zu, sondern warten, dass sie uns ansprechen und 5., dass wir auch gut drauf sind, wenn wir nichts bekommen. Das stimmt ihn milde: „Ich mag die Lehre des Buddha, wirklich! Er hatte nur einen Nachteil: er war ein Mensch, also sterblich, und jetzt ist er tot. Aber Jesus (aha, daher weht der Wind) hat bewiesen, dass er Gottes Sohn ist, unsterblich, durch seine Auferstehung. Außerdem ist das Christentum leichter, denn man muss nur an Gottes Gnade glauben, dann bekommt man sie als Geschenk, kostenlos. Keine harte Arbeit wie bei euch.“ Und dann lädt er uns zu einer kostenlosen Mahlzeit bei der Heilsarmee ein, leider erst nach Mittag. Und dass Glauben leichter als Wissen sein soll, kann ich nicht glauben.

Die Q'town Thais haben einen Verwandten, Manut, der in Wanaka ebenfalls ein Restaurant betreibt. Er holt uns nach der Mahlzeit ab und bringt uns an einen idyllischen Ort am Hawea River, wo wir drei Tage in samādhifreundlicher Natur verbringen: keine Sandfliegen, viel freier Himmel (vor allem in den sternklaren, frostnahen Nächten wunderschön), die Berge zu einem sanften, weiten Mandala geschwungen, Buchen und Pappeln in Herbstfärbung, unsere Lagerplätze, fünf Gehminuten voneinander entfernt, fühlen sich geborgen an, im „Bauch des Drachen“, wie die Feng Shui Experten sagen.

Unsere Mahlzeiten bekommen wir in Wanaka im Restaurant und zwar außerhalb der Öffnungszeiten. Dennoch sind einmal zufällig Touristen aus Thailand anwesend, ein Ehepaar. Sie sind so inspiriert, dass sie uns Bustickets nach Greymouth spendieren.

Dialog 2

Im Bus zur Westküste, mit einem Lunchpaket(-chen) versehen, dämmert uns nach und nach, dass der Gang ins Ungewisse nun eine neue Dimension annehmen würde, eine größere Herausforderung, denn die nächsten möglichen Kontaktadressen sind sicher außer Reichweite. Wo sollen wir in Greymouth ohne Geld übernachten? Die Busfahrerin empfiehlt einen Waldstreifen zwischen Flugplatz und Strand: „Ihr habt echt Glück! Für heute Nacht sind schwere Unwetter angesagt, das lassen euch die Raserjungs in Ruhe.“ Wir haben sogar noch mehr Glück. Die Gastfreundschaft der Vikarin der anglikanischen Kirche erspart es uns, von Unwetter und Halbstarken aufgemischt zu werden. Stattdessen lauschen wir in der sicheren und trockenen Zuflucht der Gemeinderäume ihren Schilderungen der sozialen Probleme vor Ort und pflegen den interreligiösen Dialog auf höherem Niveau als noch vor ein paar Tagen auf der Straße von Queenstown.

Greymouth ist ein Dorado für Thudongmönche – es gibt gleich zwei Supermärkte. Ajahn Chandako geht zu „New World“, ich zum „Fresh Choice“. Der Anblick einer Gestalt in Roben mit rasiertem Kopf und einer Schale scheint ein Archetyp zu sein. Selbst ohne nähere Vorkenntnisse verstehen viele Passanten, dass dieser seltsam gekleidete Mensch eine religiöse oder spirituelle Person sein muss, und dass die Schale zum Empfangen von Almosen dient. Und wenn wir erst einmal angesprochen werden, müssen wir nur noch erklären, dass wir kein Geld annehmen können, nur Essen. Unsere Almosenrunde wird für eine ganze Reihe von Menschen zum Anlass, ihre Reserviertheit zu verlassen. Einige scheinen wirklich Freude daran zu haben, uns weiterhelfen zu können, ein Empfinden inneren und äußeren Reichtums. An jenem Tag in Greymouth erhalten wir nicht nur reichlich zu essen; es ergibt sich auch eine Mitfahrgelegenheit nach Westport.

Māra und Hector

Im gesamten Pālikanon steht kein einziges Wort über Trampen, das Reisen per Anhalter, also müssen wir uns selber Gedanken machen, wie ein Mönch auf angemessene Weise den Bedarf an Transport kund tut, ohne zu aufdringlich zu sein. Wir stehen also in Westport gesammelt und zurückhaltend mit unserem Gepäck am Straßenrand, ohne den Daumen auszustrecken. Nur ein bescheidenes handgemaltes Schild zeigt an, dass wir nach Norden unterwegs sind. Nach einer halben Stunde sehen wir ein Polizeiauto, das ohne Eile Kurs auf uns nimmt. Wollen sie uns ein Stück mitnehmen oder interessieren sie sich für unsere Mönchsausweise? Wir werden es wohl nie erfahren, denn das Auto unmittelbar vor ihnen hält an, und zwei alternativ aussehende Ladies lesen uns auf. Das Polizeiauto dreht ab. Enttäuscht?

„Wir können euch aber nur bis Hector mitnehmen.“ Wortlos steigen wir ein, denn Reisevereinbarungen mit Frauen sind nach Vinaya tabu. Die Mädels sind in einem Zustand veränderten Bewusstseins (ein Hinweis: nicht durch tiefen samādhi) und wir plaudern nett über Natur, Universum, Meditation und den Rest.

In Hector erwartet uns wieder einmal eines der emotionalen Wechselbäder. Kaum Verkehr, wir schlagen im Nieselregen am Straßenrand Wurzeln, keiner nimmt uns mit. Die Stunden dehnen sich wie Kaugummi. Die Einwohner von Hector, einer kleinen Siedlung mit Bergwerk (oder umgekehrt), reagieren nicht direkt feindselig, aber auch nicht gerade überschwänglich auf unsere Anwesenheit. Mein innerer Schweinehund (kilesas) hat aber eine gute Zeit und schlägt lustige Auswege vor: „Die denken bestimmt, wir sind von Hare Krishna (das denken tatsächlich viele Kiwis): ich wünschte, ich hätte eine Robe wie der Dalai Lama, dann gäbe es keine Missverständnisse.“ oder „Können wir nicht Sunil anrufen, dass er uns hier raus

holt?“ Aber für eine Situation wie diese, gibt es in Wirklichkeit nur einen Ausweg: Geduld. Wir beschließen, bei Einbruch der Dunkelheit, um 18 Uhr, mit dem Trampen aufzuhören und freunden uns mit der Aussicht auf eine Nacht unter einer Brücke (auf einem Haufen Bauschutt) oder in einem winzigen Bushaltestellenhäuschen direkt am Highway an.

Zeichen und Wunder

Das Wunder geschieht um 17.59 Uhr. Ein junges englisches Pärchen auf Urlaub nimmt uns im Campingbus bis Karamea mit und setzt uns an einem gemütlichen Heuschaber vor der Ortschaft ab. Wir schlafen wunderbar, stehen mit den Hühnern (und vor dem Bauern) auf. Auf Almosenrunde in Karamea treffen wir unsere Retter, Jules und Carina, auf dem kommunalen Campingplatz neben dem Rugbyfeld wieder. Die Betreiber des Campingplatzes, ein Hippiepärchen um die Siebzig, laden uns zum Duschen ein und geben uns zu Essen. Die jungen Leute planen einen Tagesausflug und bieten uns einen Lift zum Anfang des Heaphy Tracks an, einem Fernwanderweg über die Berge nach Golden Bay. In Golden Bay kennen wir Leute, also beschließen wir in einem Anfall asketischer Euphorie, dorthin zu wandern. Der Treibstoff für die erste Etappe besteht zu 50% aus den Kalorien von unserer Almosenrunde – Karamea ist ein kleiner Ort – und zu 50% aus unserem Enthusiasmus, der Überzeugung, mit den Schwierigkeiten einer vier- bis fünftägigen Wanderung fertig werden zu können: 82 km über das Gebirge, bis zu 1000 Meter hoch, ohne Geld, ohne Nahrung, ohne Unterkunft. Wir beschließen, auf Almosenrunden zu verzichten, denn die Leute, die wir in der Wildnis des Kahurangi Nationalparks treffen werden, schleppen normalerweise nicht mehr Essen mit sich, als sie selber brauchen.

Gefährliche Begegnung

Durch Palmenwälder geht's an zerklüfteten Klippen und weiten, menschenleeren, weil sandfliegenvollen Stränden vorbei knapp 20 km nach Norden in ein Flussdelta. Wir spannen unsere Klots in einem Regenunterstand auf. Am nächsten Morgen schleppen sich zwei hungrige Mönche flussaufwärts und dann den längsten Anstieg der ganzen Tour hoch bis auf etwa 800 m Meereshöhe. In der Mackay-Hütte kochen wir auf unserem Spirituskocher Tee und plaudern mit den anderen Wanderern. Unsere Kleidung entspricht nicht gerade der gängigen Outdoormode und stellt in ihrer Exotik schnell Kontakt her, öffnet Türen. Die Leute stellen Fragen über unsere Lebensweise:

„Heißt das, ihr konntet kein Essen auf den Heaphy Track mitnehmen?“ – „!“ – „Ja, was habt ihr denn heute gegessen?“ – „0“ – „Wir haben etwas Nudeln übrig, kann ich euch die geben?“ – „Wenn du morgen früh noch einmal fragst, nehmen wir sie gerne an.“

Inzwischen habe ich keinerlei Verlangen mehr nach einer Dalai-Lama-Robe.

Dann dringt ein gefährlicher Jäger in die Stube ein: ein Ranger, ein Herr der Dinge in der Wildnis vom mächtigen „Department of Conservation“ (DOC), einer Regierungsbehörde, die sich in der Bevölkerung nicht uneingeschränkter Beliebtheit erfreut. Ihr Job ist es unter anderem, Lebensformen nach zustellen, die als Bedrohung für Neuseelands Ökosystem angesehen werdend – Possums, Marder, Ratten, Mäuse, Kaninchen, Algen, wilder Ingwer usw. – und diese dann mit Schrot, Giftködern und -sprays, Totschlagfallen, Hacke und Spaten platt zu machen. Sie machen auch Jagd auf Menschen, die sich ohne DOC-Campingpass in die Wildnis schleichen, aber im Gegensatz zu den Erstbesiedlern von Neuseeland braten sie ihre Opfer nicht. Zum Glück für uns, wir haben nämlich keinen Pass. Der Ranger kuriert uns von der Annahme, es sei kostenlos, durch den Wald zu laufen, solange man nicht in den Hütten übernachtet. Dann geschieht etwas Erstaunliches.

Das Gute im Menschen

Die gesamte Hüttenbelegschaft, etwa 7 oder 8 Leute, stellen sich hinter uns, bestürmen den Ranger, er solle uns nicht behelligen, bieten ihm an, für uns zu bezahlen. Er ist nicht weniger überrascht als wir und schließlich lädt er uns ein, ohne weitere Formalitäten auf der überdachten Veranda der Hütte zu übernachten. In der Nacht fegt ein Unwetter über die Berge, das meine Regenplane schon arg getestet hätte. Am Morgen geben Richard und Monique, Milchbauern von der Nordinsel, ihre Nudeln in unsere Almosenschalen. Der Funke springt auf die anderen Wanderer über: eine Handvoll Nüsse hier, ein Müsliriegel da, ein paar Trockenpflaumen dort. Das Gefühl von Kommunion, von Verbundenheit, ist fast ebenso körperlich spürbar wie das Nachlassen des Hungers.

Unsere Beschwingtheit auf der dritten Etappe rührt nur zum Teil von den Kohlenhydraten her. Wir sind voll Dankbarkeit und Freude über so viel menschliche Güte, die wir erleben durften. Dazu prächtiges Wetter, herrliche Landschaft ... Von jeglichem Argwohn frei laufen wir in einen Hinterhalt, als wir die Saxon-Hütte passieren. Rangerin Cathy lauert uns auf:

„Ich warte schon seit Tagen auf euch. Ihr seid Mönche und ohne Geld unterwegs zur Golden Bay, stimmt's?“ Nanu, diese Information kann sie aber nicht per Walkie Talkie bekommen haben! Es stellt sich heraus, dass sie in der selben alternativen Landkommune in Golden Bay lebt, wie unsere Freunde John und Lynn, die wir von Karamea aus über unser Kommen informiert haben. Und Cathy *ist* alternativ, sie ist anders, sie kennt keine Gnade und stellt uns eine Rechnung aus, adressiert an die Auckland Theravāda Buddhist Association. Drei Übernachtungen im Freien zu je 10 \$ mal zwei Personen plus 30% Ordnungswidrigkeitsgebühr (die in ihrem Ermessen steht, wie wir später erfahren), das macht 78 \$. Damit annulliert sie die Einladung des Rangers vom Vortag und bestätigt das Klischee, dass Frauen in Uniform härter sind, als ihre männlichen Kollegen. Nun, da wir offiziell berechtigt sind, das Waschbecken des Campgrounds neben der Hütte zu benutzen, ergreifen wir die Gelegenheit zur Kopfrasur, denn es ist der Vortag des Vollmondes.

Am Etappenziel, dem Perry Saddle, mit 1000 m über dem Meer der Höhepunkt der Tour, treffen wir Richard und Monique wieder. Sie sagt: „Wir haben viel über euren Lebensstil nachgedacht. Den ganzen Tag haben wir uns darüber unterhalten, wie wir unser Leben einfacher gestalten können.“

Ich habe das gute Gefühl, dass es sich lohnt, was wir da machen – das Leben als Mönch ganz allgemein, die Verkörperung eines Anachronismus, ein Gegenbild sein zum Konsumentenideal, aber auch die Entbehrungen des Thudong im Speziellen, fern der klösterlichen Geborgenheit. Wir berühren hier Menschen, die normalerweise nicht zu unseren Dhammavorträgen und Meditationskursen kommen. Wir fungieren als Katalysatoren für Handlungen menschlicher Größe und Güte, von denen nicht nur wir, sondern die Betreffenden oft auch selbst überrascht sind.

Synchronizität 1

Drei-, viermal werden wir von Wanderern aufgefordert, doch in der Hütte zu übernachten. „Nein, danke. Wir haben Cathy versprochen, die Hütte nicht zu benutzen.“ Die Unterkunft ist auch proppenvoll (heute ist Ferienanfang, und die meisten wandern den Heaphy Track in der Gegenrichtung), außerdem erlaubt unser Mönchskodex nicht, mit Frauen zusammen auf einem Matratzenmassenlager zu liegen.

Am nächsten Morgen gilt unsere besondere Dankbarkeit Ginny, der Alpinbuddhistin aus Auckland, die uns gute Daunenschlafsäcke geliehen hat. Der strenge Frost in der Nacht im Freien ist erträglich gewesen, auch wenn die Eisschicht auf Schlafsack und Regenplane dramatisch aussieht.

Richard und Monique, die wir seit 36 Stunden kennen, sind inzwischen alte Freund von uns. Monique löst mit ihrer Morgengabe von etwas Schokoladenporridge in unsere Schalen eine Lawine der Hilfsbereitschaft auf der Hütte aus. Satt und beschwingt gleiten wir die letzte Tagesetappe entlang, nur noch bergab. Unterwegs halten wir vor prächtiger herbstlicher Bergkulisse unsere uposatha Zeremonie ab, treffen uns am Parkplatz am Trailende mit unseren neuen alten Freunden, die uns in die Zivilisation zurück bringen wollen. Bis zur nächsten Ortschaft sind es 30 Kilometer, bis zu unseren Freunden John und Lynn in der „Tui Community“ etwa 100.

Wir sind überglücklich nach überstandenen Abenteuer. Richard erklärt uns, dass sie die Dienste einer „Track-Hilfe“ in Anspruch genommen haben, einer Firma, die Autos von Wanderern zwischen Start und Ziel des Fernwanderwegs pendelt. Richard hat den Schlüssel zu einem Fahrzeug der „Track-Hilfe“, das am Parkplatz bereit steht. Er muss nun dieses Auto zum Sitz der Firma bringen, wo sein Wagen auf ihn wartet. Wunderbare Fügung, die Firma ist Nachbar der Tui Community! Also:

Es ergibt sich noch eine gemütliche gemeinsame Fahrt rund um die gesamte Golden Bay mit einem Abstecher zu ein paar Karstquellseen, einer Natursehenswürdigkeit. Hier müssen die DOC Ranger aufpassen, dass keiner das Wasser berührt. Im Ernst! Am frühen Abend nehmen wir von unseren guten Freunden Abschied und quartieren uns bei anderen guten Freunden ein.

Synchronizität 2 – 4

Die Tui Community ist eine Landkommune mit ca. 40 Erwachsenen und 10 Kindern in 12 Häusern auf 20 Hektar Land in der Bilderbuchlandschaft der Golden Bay, der Goldenen Bucht, die kaum einen treffenderen Namen tragen könnte. Wir werden in einem 13eckigen Lehmhaus untergebracht, das Robina gehört, die vor 25 Jahren die Land-WG ins Leben rief. Sie ist gerade auf Reisen.

Hier wohnen Menschen in lockerer Gemeinschaft – ein Viertel von ihnen seit Anfang an – die daran arbeiten, Umweltschutz, Abkehr vom Konsumwahn, Gewaltfreiheit, Solidarität und ähnliche Werte in ihrem Leben zu verwirklichen. Ein Experiment, das man als gelungen bezeichnen kann. Die Leute haben Sympathie dem Buddhismus gegenüber, auch

wenn sich wohl nur einige wenige als Buddhisten bezeichnen würden. Aber es sind Menschen, die, wie wir, Mut zum Anderssein haben, daher verwundert es nicht, dass wir von allen herzlich aufgenommen werden.

Es ergibt sich, dass wir gerade rechtzeitig zu einer Hausfertigstellung ankommen. Gerne nehmen wir die Einladung an, das neue Haus mit einer Rezitation von Schutztexten (paritta) einzuweihen. Es stört mich nicht, dass zwei Mütter während der Zeremonie direkt vor meiner Nase ihre Kleinkinder stillen, weil ich beim Chanten sowieso meist die Augen schließe.

Es ergibt sich, dass wir kurz vor den „Gezeiten“ eintreffen, zur Auftaktzeremonie von „Tides – Rites of Passage“, einer Art alternativem Pfadfinderlager, veranstaltet von Tui-Frauen, bei dem innerhalb einer Woche junge, schüchterne Mädchen aus ganz Neuseeland zu selbstbewussten jungen Frauen heranreifen. Beim Auftakt sind Männer noch zugelassen. Wir werden eingeladen, eingebunden, beteiligen uns mit dem Mettā-Sutta auf Englisch am ergreifenden Ritual des „Abschiednehmens“ von den Vätern: „This is what should be done by one who is skilled in goodness and who knows the path of peace.“ - „So soll wirken, wer des Zieles kundig und wer die Friedensfährte schon erkannt hat.“ Danach bleiben die Frauen und Mädchen für eine Woche unter sich, ziehen in den Wald, zum Wasserfall, zu den Tipis im „tree field“, zu den Urquellen oder was weiß ich wohin. (Für Jungs gibt es ein ähnliches Programm unter dem Namen „Tracks“.)

Es ergibt sich eine Einladung ins „Shambala“, ein Guest House mit Meditationszentrum. Dort treffen wir einen ehemaligen Anagārika, der im Bodhiñānārāma Kloster in Wellington eine Zeitlang die weiße Robe eines Hauslosen mit acht Tugendregeln trug. Er ist übergücklich, mal wieder Mönche zu sehen. Wir erzählen in gemütlicher Runde von unseren Abenteuern. Er bittet uns, ihm Cathy's Rechnung auszuhändigen: „Ich kümmere mich darum.“

Gemeinschaft

Unser Body-Mass-Index steigt langsam wieder auf 20, denn wir werden zu Essenseinladungen in den verschiedenen Haushalten der Community herum gereicht. Außer zur erwähnten Hauseinweihung tragen wir unsere Schalen noch in das fünf- und sechseckige Haus von Keith und Tina, wo ich gleichmütig sieben bis acht Scheiben hausgebackenen Sauerteigvollkornbrots, getoastet, mit Avocadocreme und Käse verputze, ins konventionell viereckige Gemeinschaftshaus, wo Frans und Raquel leckere Pfannkuchen spendieren (noire und blanche, Gleichmut, Gleichmut!) und ins achteckige Tui T'Māla, dem spirituellen Zentrum von Tui, auf einem Hügel mit phantastischer Aussicht auf die Bay, wo John an den restlichen Tagen unseren Kalorienbedarf deckt. Er kuriert mich von meinem Vorurteil, Amerikaner hätten keine Ahnung vom Kaffeekochen. Seine Frau Lynn hockt derweil im Tipi bei den „Tides“.

Im Grunde haben Tui Gemeinschaft und Bhikkhu Sangha viele Ideale gemeinsam – okay, wir Mönche trommeln nicht, essen keine Kleinen Braunen Pilze (KBPs) und haben nix mit Frauen. Es verwundert aber nicht, dass sich die Althippies mit den langen grauen Haaren und die ohne Haare gut verstehen. Wir gewinnen Einblicke in neue Formen des Gemeinschaftslebens, darunter durchaus brauchbare Anregungen für die Transplantation unseres Ordens von Asien in den Westen. Wir treffen Cathy wieder, die von ihrer Acht-Tage-Schicht im Nationalparks zurück ist. Sie ist Gründungsmitglied der Kommune. Die lila Shorts stehen ihr besser als die grüne Uniform. Cathy ist nett zu uns, murmelt etwas, in dem „wenn ich gewusst hätte ...“ vorkommt.

Sieben wunderbare Tage vergehen im Fluge. Eine Nacht verbringe ich alleine in einem leerstehenden Haus, in dem es angeblich spuken soll, um der Sache nach zu gehen. Ich kann die Gerüchte nicht bestätigen, das Holzhaus knackt nachts halt hin und wieder, wie Holzhäuser eben manchmal so knacken. Die einzige Herausforderung in diesen Tagen ist Robinas Komposttoilette. Wir Mönche praktizieren bereits ausreichend „Kontemplation von Nichtschönheit“, so dass wir keiner weiteren Anregung bedürfen und zum Defäkieren lieber in den Wald gehen.

Zornvolle Gottheiten

An einem der letzten Tage unternehme ich alleine einen Tagesausflug in den Abel-Tasman-Nationalpark, der gleich an das Tui-Land angrenzt. Je zwei Berge der zweiten und dritten Kategorie und eine Gesamtlänge von 22 km sind ohne Gepäck, topfit, ausgeruht und satt, eine leichte Etappe.

Ich sitze am Meeressaum an einem einsamen Strand. Zwei junge Robben kommen in ihrem Spiel ganz nah an mich heran, etwa 4 – 5 Meter. Das ist verboten! Die Vorschriften des DOC fordern einen Mindestabstand von 20 Metern, aber wahrscheinlich können diese Tiere nicht lesen. Zum Glück ist kein Ranger in der Nähe, der mit seinem Zorn über uns kommen könnte ...

Ich habe nichts gegen die DOC Ranger, ehrlich. Sie wirken nur irgendwie tragikomisch in ihrem Bemühen, die Natur zu reparieren, die Dinge „in Ordnung“ zu bringen. Aber die Chance war schon vor 1000 Jahren dahin, als die Erstbesiedler, die

Māoris, mit ihren Kanus landeten, Riesenmoas und weitere Tierarten ausrotteten, andere einschleppten (die weißen Zweitbesiedler machten es ihnen nach), Wälder rodeten und nieder brannten. Aber nicht die importierten Karnickel und Ratten sind das Problem; der Mensch ist die Wurzel allen Übels. Und das Eindringen des Menschen ist nicht zu korrigieren, auch wenn die Māoris jahrhundertlang ihr Bestes gaben, sich gegenseitig auszurotten. Ihre Geschichte ist eine Serie von Gemetzeln. Selbst der Boden meines friedlichen Robbenstrandes ist blutgetränkt vom sogenannten Tasman Massaker.

Unsere Zeit an der Golden Bay ist um. John und Lynn fahren nach Nelson zum Shopping, laden uns in ein Thai Restaurant zum Essen ein. Der Laden hat aber geschlossen, die Zeit bis Mittag wird knapp, und wir landen schließlich beim Burger King. Auch gut, immer nur Vollwertkost ist wahrscheinlich auch nicht gesund. Diese Mahlzeit kommt meinem Wunschtraum nahe, einmal zu einem Fish & Chips Imbiss „auf Runde“ zu gehen.

Danach bringen uns John und Lynn in das tibetisch-buddhistische Zentrum „Chandrakirti“, sagen Good-bye und entlassen uns in die Gastfreundschaft der Ehrw. Tsäpel, einer australischen tibetischen Nonne, und der Ehrw. Yudon, einer jungen neuseeländischen tibetischen Nonne. Am frühen Abend nehmen wir an einer Dharmabeschützer-Pūjā teil, Lobpreis auf zornvolle Gottheiten, wieder eine recht blutriefende Angelegenheit. Wahrscheinlich ist alles nur symbolisch gemeint, aber 100 % sicher bin ich mir nicht.

Dialog 3

Beim Tee lauschen die Nonnen gebannt der Schilderung unserer Abenteuer auf Thudong und berichten ihrerseits von ihrem Werdegang. Das ganze Leben ist ein Thudongabenteuer! Nichts als Unwägbarkeiten und Überraschungen. Wir sind froh, wieder in einem monastischen Umfeld zu sein; denn trotz aller Unterschiede zwischen Theravāda und Vajrayāna haben die Nonnen und wir doch etwas ganz Entscheidendes gemeinsam: das Leben in Hauslosigkeit, ganz der Praxis gewidmet, das Heilige Leben, wie es oft genannt wird.

Die beiden ersparen uns den Film von der Überlegenheit des Vajrayāna, den wir noch vor einem Monat von einem tibetischen tibetischen Mönchsgelehrten, einem Gesche, bei einem Besuch im tibetischen Zentrum in Whangarei vorgespielt bekamen (Eins muss man Gesche-La lassen: er hat ganz lieb gelächelt, als er uns mitteilte, dass wir eine Praxis sozusagen für Minderbemittelte ausüben.).

Am nächsten Morgen steht Yudon früh auf, kocht uns unser Mahl und bringt uns zum Bus nach Picton, dem Fährhafen. Sie ist wirklich „auf Zack“, umsichtig, geht voll im Nonnendasein auf. Ich glaube, sie wird ihren Weg machen. Wir sind ihr sehr dankbar für die Hilfe.

Alles klar!

Einen Monat lang waren wir jetzt unterwegs, immer ins Ungewisse, Ungeplante hinein. Nun läuft endlich wieder alles in geregelten Bahnen. Der Bus fährt nach Fahrplan. Im Bus schenken uns ein junger Mann und eine ältere Dame spontan Obst, zum Glück noch vor Mittag. Das Schiff nach Wellington auf der Nordinsel fährt pünktlich ab, die Tickets sind bereits bezahlt und reserviert. Der Ehrw. Narado vom buddhistischen Kloster Bodhiñānārāma in Wellington schickt zwei Anagārikas mit dem Klosterauto los, um uns pünktlich zum Nachmittagstee abzuholen. Vom Kloster in Wellington haben wir dann eine Mitfahrgelegenheit mit Peter, er wird uns nach Auckland chauffieren. Ah, die Anspannung ist vorbei!

Am Fährhafen in Wellington ist dann weit und breit kein Anagārika, kein Klosterauto und auch sonst niemand vom Empfangskomitee zu sehen. Die Ungewissheit, unser ständiger Reisebegleiter, meldet sich zurück. Der Tee rückt in weite Ferne. Es wird dunkel und kalt. Dann ist Feierabend, die Warthalle wird abgeschlossen, wir stehen im Wind (wenn auch, zum Glück, nicht „nackt“).

Ein junger Mann, Angestellter einer Autoverleihfirma erbarmt sich unser, fährt auf dem Nachhauseweg einen Umweg von 20 Kilometern, bringt uns ins Kloster. Nichts Gewisses gibt es nicht – alles klar!